

ALFONS SIMON

VERSTEHEN UND HELFEN

ALFONS SIMON
VERSTEHEN UND HELFEN

SCHRIFTEN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR ERZIEHUNG 2
Die Aufgaben der Schule

ALLEN JUNGEN LEHRERN

I. VIER LEBENSBLDER

EIN STÖRENFRIED

BILD

«Und was willst du werden?» – so hatte mich an meinem ersten Schultag mein Lehrer gefragt. Stolz und sicher kam die Antwort: «Ich werde ein Lehrer.»

Erst nach langen Umwegen kam ich als Dreiundzwanzigjähriger endlich doch noch an das Ziel, das mir damals so einfach zu erreichen geschienen hatte.

Nach kurzen Kriegskursen an der Lehrerbildungsanstalt und der damals üblichen Wartezeit als Praktikant wurde ich in einer oberbayerischen mittleren Stadt angestellt. Meine Erst- und Zweitklaßbuben machten es mir nicht schwer, die guten Vorsätze durchzuführen, deretwegen ich überhaupt Lehrer geworden war: menschlich und als guter Freund mit ihnen umzugehen und auf alle Fälle ohne den damals noch überall gebrauchten Stock auszukommen.

Nach zwei Jahren hatte ich eine sechste Knabenklasse zu übernehmen. Der bisherige Klaßenlehrer übergab mir die Schülerbogen und setzte wohlwollend-ironisch hinzu: «Außerdem meine Gratulation! Da ist einer drunter, der ist der frechste Kerl, den ich in meinen dreißig Lehrerjahren gehabt habe. An dem werden Sie Ihre neuen Ideen erproben können.»

Was der Schülerbogen meldete, war nicht eben aufschlußreich:

1. Klasse: Äußerst faul und nachlässig. Sehr großer Bewegungstrieb – doch lausbubenhaft.

3. Klasse: Kurzsichtig.

4. Klasse: Sehr unruhig, bedarf ständiger Überwachung.

Wie am nächsten Tag die Klasse ankommt, fällt Max zunächst nach einer ganz anderen Richtung als der erwarteten auf: er ist winzig klein, weitaus der Allerkleinste und Schwächste, ein dürrtigger armseliger Bub,

den man gut für einen Achtjährigen halten konnte, mit abweisendem, scheuem Blick, offenbar von den Kameraden gemieden.

Der Unterricht beginnt. Schnell wird deutlich, daß das Urteil des früheren Lehrers gut begründet war. In seiner Umgebung ist ewig Unruhe, Zank und Streit. Max stört seine Nachbarn auf alle erdenkliche Weise, zwickt sie, nimmt ihnen Bleistifte, Federhalter und Federn, zerbricht sie, wirft Schmutz in die Tintengläser der anderen. In den Pausen pufft und stößt er, wo es irgend geht. Auf jede geringste, oft unabsichtliche Berührung durch einen anderen bekommt er Wutanfälle, in denen er stößt und beißt.

Die Erziehungsmittel, mit denen man uns im Seminar für solche Fälle versehen hatte: Besprechung, Mahnung, Drohung erwiesen sich bei ihm als völlig unwirksam. An ihn war damit nicht hinzukommen.

Nach wenigen Wochen war meine Hilflosigkeit offenkundig. Ich fragte die freundlicheren unter den Lehrern der Schule um ihren Rat. «Versuchen Sie es doch mit dem Klassegeist. Damit mache ich gute Erfahrungen.» Ich tat es: eine Andeutung an die Klasse, «vielleicht werdet ihr mit dem Störenfried, der uns keinen Tag richtig zur Arbeit kommen läßt, besser fertig»; nach der Schule eine ordentliche Tracht Prügel durch die wütende Klasse – ohne Erfolg! «Warum isolieren Sie ihn in der Klasse nicht?» rät ein anderer. Darauf eine kurze Ankündigung an Max: «Wenn du nicht unter deinen Kameraden sitzen kannst, ohne sie immerfort zu stören, so mußt du eben hinten in der letzten Bank Platz nehmen. Und wenn du nicht in der Reihe mit uns die Treppe hinuntergehen kannst, so gehst du von nun an zehn Schritte hinter uns nach.» Aber streiten und stören kann man auch auf Distanz. Er wirft Griffel und Federhalter und Schimpfwörter über die leeren Bankreihen hinweg nach vorne und stört so nicht weniger als früher.

Schnell wird meine Lage kritisch. Zu den dauernden Störungen des Unterrichts kommen bald Klagen von außen. Er verspottet Erwachsene auf oft unflätige Weise, mißhandelt drei- bis vierjährige Kinder, schlägt sie mit der Faust ins Gesicht, wirft sie den Randstein hinunter, dreht ihnen die Hände nach hinten um. Lehrerinnen der untersten Klassen berichten, daß Max in ihre ruhig abziehenden Klassen einbricht, einem Kind den Fuß legt oder ein anderes die Treppe hinunterstößt.

Die Klasse wird unruhig und sieht erwartungsvoll auf mich: «Darf der ungestraft alles tun?» Lehrer der Schule, durch meine früher verkündeten pädagogischen Ideen irritiert, erkundigen sich ironisch nach den Fortschritten meiner milden Behandlung, der Schulleiter macht ein ernstes Gesicht: «So kann es nicht mehr weitergehen.»

Kein Zweifel: Es muß etwas geschehen! Die üblichen Erziehungsmittel waren ohne Erfolg geblieben, die sogenannte «Güte» hatte sich als zu schwach erwiesen, die Lehrer hatten Recht behalten, die vorausgesagt hatten: «Sie werden bald auch da landen, wo wir schon seit Jahrzehnten stehen und wo die Lehrer immer standen. Bei solchen Naturen bleibt eben bloß das letzte Mittel.» Außerdem wagte ich selbst an eine Besserung des Buben nicht mehr zu glauben. Aufgabe konnte jetzt bloß sein, im Interesse der Klasse die größten Ausschreitungen niederzuhalten. Ich war – innerlich verzweifelt – entschlossen, zu kapitulieren und den anderen Weg zu gehen.

Der Absprung wurde mir leicht gemacht. An einem Vormittag stand eine fassungslose Mutter mit einem schrecklich zugerichteten dreijährigen Kinde vor meiner Schultür. Max hatte das ihm völlig unbekannte Kind an eine rauh bemörtelte Wand geführt, das kleine Gesicht daran hingedrückt und war damit an der Wand heruntergefahren. Es stand blutüberströmt vor mir.

Ich ließ vom Nachbarlehrer den Stock holen und Max bekam sechs Übergelegte. Dazu die Drohung: «Bei der geringsten Gelegenheit bekommst du wieder so viel.»

Der Bub vollführte ein mörderisches Geschrei. Er verkroch sich zwei Tage lang wie ein verprügeltes Tier in seine Ecke und – war am dritten wieder der alte! Jetzt hieß es Konsequenz zeigen! Schon bald war es notwendig, meine Drohung wahrzumachen. Mit demselben Erfolg. Nach einigen Tagen war wieder alles beim alten.

Zwar konnte ich der Klasse, den Kollegen und dem Schulleiter gegenüber beweisen, daß Max sich doch nicht alles ungestraft erlauben konnte. Irgendeinen anderen Erfolg aber hatten die Strafen nicht. Ich aber mußte mir verzweifelt sagen: «Du prügelst kleine Kinder! Bist du dazu Lehrer geworden? Wohin wird dieser Weg führen?»

VORGESCHICHTE

Das, was recht oberflächlich der «Zufall» genannt wird, trat jetzt ins Spiel. Ich erfuhr von einer individualpsychologischen Erziehungsberatungsstelle, die nach den Grundsätzen Alfred Adlers von einigen Ärzten geleitet wurde und die Eltern und Lehrern von schwererziehbaren Kindern Rat und Hilfe versprach. Aus einer ersten persönlichen Vorbesprechung beim leitenden Arzt wurde eine länger dauernde Beratung für mich. Der Bub ist nie dabei gewesen.

Nach einer eingehenden Erzählung des in der Schule bisher Vorgefalle-

nen bekam ich den ersten Rat: «Die körperliche Strafe hat offenbar keine Besserung gebracht. Sollten Sie deshalb nicht erwägen, sie – wenigstens für die nächste Zeit – fallen zu lassen? Das würde den kommenden Maßnahmen einen günstigen Boden bereiten.» Ich war gerne dazu bereit. Die häßliche und demütigende Prozedur, das fürchterliche Geschrei des geschlagenen Kindes, die teils angewiderten, teils gierig-erfreuten Gesichter der anderen Kinder und die unleugbare Nutzlosigkeit des Ganzen machten mir den Entschluß nicht schwer. Es veränderte sich deswegen im Verhalten des Buben weder etwas zum Besseren noch zum Schlechteren.

Bei genauerer Nachfrage nach der Vorgeschichte mußte ich gestehen, daß ich davon wenig mehr wußte, als ich in den vergangenen Monaten selbst miterlebt hatte. «Verschaffen Sie sich Einzelheiten aus seinem früheren Leben. Ohne sie ist eine gründliche Beurteilung des Falles nicht möglich» – dies war der nächste Rat. Was aus den recht zurückhaltenden Erzählungen des Buben, aus seinen sehr viel aufschlußreicheren Aufsätzen, aus Gesprächen mit den Klassenkameraden, mit früheren Lehrern, mit seiner sehr abweisenden Mutter in den nächsten Wochen und Monaten bruchstückweise herauskam, war dies:

Max ist das zweite uneheliche Kind seiner Mutter. Sie muß den Lebensunterhalt für sich und die zwei Kinder allein aufbringen. Sie geht in die Fabrik. Max wurde gleich nach seiner Geburt zur selben Kostfrau aufs Land gegeben, bei der auch sein um zwei Jahre älterer Bruder untergebracht ist.

Max war von Geburt an auffallend klein und schwächlich und immer krank, hatte sehr viel mit Drüsen- und Mandelanschwellungen zu tun und ist deswegen auch schon operiert worden. Weil er auch noch weit über die normale Zeit hinaus Bettnässer war, hatte die Kostfrau mit ihm unverhältnismäßig viel mehr Arbeit als mit dem älteren Bruder. Deshalb liebt sie diesen mehr als Max, bevorzugt ihn überall und setzt den Kleinen ebensooft zurück.

Max hat es von Anfang an schwer gehabt, mit Kindern auszukommen. Er war ein unbeliebter Spielkamerad. Nachträgliche Beweise dafür mögen neben den Erzählungen der Kostmutter auch seine eigenen frühesten Kindheitserinnerungen sein.

(Was diese ersten Kindheitserinnerungen für uns Lehrer so wertvoll macht, ist dies, daß sie oft – auf geheimnisvolle Weise aus den Tausenden von Erinnerungen ausgewählt, die in die Vergessenheit versanken – in einem kleinen Bild die ganze damalige Kindheitssituation aufbewahren.)

Maxens erste Erinnerung:

Er schläft mit dem vierzehnjährigen Buben seiner Kostmutter in einem Bett. Der näßt oft das Bett, steht während der Nacht auf und schiebt ihn auf den nassen Platz. Er behauptet am Morgen, der Kleine habe genäßt. Dieser entgeht mit Mühe unverdienten Prügeln.

Eine zweite Erinnerung aus der Zeit:

Eine Kutsche fährt durch seine Straße. Er läuft ihr nach und will sich hinten auf die Achse setzen. Ein anderer Bub sitzt schon droben. Es wäre Platz für beide. Der andere, stärkere läßt ihn aber nicht hin. Max versucht sich auf eine der großen Wagenfedern zu setzen, verliert das Gleichgewicht, fällt unglücklich herunter und bleibt eine Zeitlang bewußtlos liegen.

Max hatte sich sehr auf die Schule gefreut, kam aber zu einer – wie er sagt – «grogen alten Lehrerin» und seine Freude war schnell vorbei. Er bekam auch bald Strafe; die erste deshalb, weil er einem Kameraden, der ihn getratzt hatte, eine Feder aus der Griffelschachtel nahm und zerbrach. Das schulische Ergebnis des ersten halben Jahres (neben der Bemerkung im Schülerbogen: «Äußerst faul und nachlässig», bei damals geltenden vier Notenstufen) war:

Religion 4, Bibel 4, Schreiblese 4, Gedächtnisübung 4, Schönschreiben 4, mündliches Rechnen 4, schriftliches Rechnen 4, Anschauungsunterricht 4, Singen 4, Zeichnen 4. Notensumme 64
(die schlechteste, die überhaupt zu erlangen war).

Jetzt heiratete die Mutter, brauchte nicht mehr in die Fabrik zu gehen und nahm Max zu sich. Der kam damit in die Stadtschule zu einem Lehrer, der ihn besser verstand. So brachte es der Bub bis zum Schluß der ersten Klasse auf die Notensumme 42 (= im Durchschnitt 2 - 3).

Von jetzt ab lebt Max also bei der Mutter und beim Stiefvater. Die Hoffnung der Mutter, es durch die Ehe etwas besser zu kriegen, erfüllt sich nicht. Der Mann sitzt nächtelang im Wirtshaus, schimpft, wenn er zu Hause ist, sehr oft und bedroht die Frau mit dem Messer. Der Sechsjährige ist Zeuge davon. Die wenigen Versuche des Stiefvaters, mit dem Kinde in Beziehung zu kommen, schlugen fehl. Ein Aufsatz des Max, den er zu dem Thema «Wie mein Vater einmal lustig war» schreibt, berichtet darüber:

Wie er einmal gut aufgelegt war, sprach er zu mir: Komm du einmal her zu mir, dann bekommst du etwas Gutes von mir. Schnell lief ich hin. Als

ich fragte, was ich bekomme, sprach er: Geh nur wieder hin, wo du hergekommen bist. Das ärgerte mich und ich biß ihn in die Hand. Da war alle Lust vorbei. Er setzte sich auf den Stuhl und machte einen Stutzkopf.

Wie der Vater einmal um vier Uhr früh betrunken heimkommt, läßt ihn die Mutter nicht mehr in die Wohnung. Er klopft und schlägt eine Stunde lang gegen die Tür – ohne Erfolg. Die Ehe wird geschieden. Die Mutter, die Max immer zum Vertrauten gegen den Vater gemacht hat, erzählt ihm jetzt, daß dieser «immer mit Anderen herumgezogen» sei.

Sie ist ein vom Leben schwer enttäuschter Mensch. Jetzt hat sie überhaupt keinen Verkehr mit irgend jemand mehr. Seit einem halben Jahr hat kein Mensch ihre Wohnung besuchsweise betreten; denn – so erzählt der Bub – :«Alle Menschen fangen mit ihr Streit an und zerkriegen sich mit ihr.»

Ihr einziger menschlicher Umgang ist ihr Kind. Sie erzählt ihm alle Dinge, die eine Frau ihrem Mann erzählt; ihre Erlebnisse mit den Nachbarinnen, wie ihr Arbeitgeber sie hintergeht, ihre Träume. Ein charakteristischer aus der letzten Zeit lautet: Sie will mit Max weit fortfahren. In der Bahnhofswirtschaft holt sie sich noch ein Glas Bier. Wie sie zurückkommt, ist er nicht mehr da. Sie sucht ihn voll Angst und findet ihn in einem Rucksack in einer Ecke. Im gleichen Augenblick saust der Zug daher. Sie schleppt den Bub im Rucksack hinaus auf den Bahnsteig. Der Zug fährt an. Sie bringt den Rucksack mit knapper Not hinein in den Wagen; er kommt ihr aber wieder aus. Sie springt in höchster Angst aus dem Zug. Sie fürchtet, er sei unter die Räder gekollert. Max ist aber unterdessen aus dem Rucksack gekrochen und lacht.

Dementsprechend ist auch das Verhältnis des Buben zu seiner Mutter. Er spielt und scherzt ausschließlich mit ihr. Das Ende all seiner Untaten in der Schule oder auf der Straße ist, daß er auf kürzestem Wege nach Hause rennt, dort mit offenen Armen empfangen und gegen alle nachfolgenden klagenden Mütter verteidigt wird. Dies dankt er ihr durch besondere Aufmerksamkeit. So geht er z. B. am Silvesterabend wie alle armen Kander der Stadt von Haus zu Haus, wünscht den Leuten ein gutes neues Jahr und bekommt so nach und nach etwas mehr als zwei Mark geschenkt. Er weiß, daß seine Mutter sich schon seit langem eine Bluse wünscht. In einem kleinen Damenmodengeschäft hat er in der Auslage einen Stoffrest gesehen, der zwei Mark kosten soll. Noch spät am Abend, von seinem Gang heimkommend, geht er in das Geschäft, läutet die Besitzerin aus der dahinterliegenden Wohnung, kauft

den Stoff und legt ihn der Mutter zum Neujahrmorgen auf den Tisch.

Über seine Zukunftspläne berichtet ein kurzer Aufsatz:

Ich will ein Elektrotechniker werden, weil dies ein schöner Beruf ist und weil ich viel Geld dabei verdiene. Ich werde meine Mutter zu mir nehmen. Dann braucht sie nicht mehr zu arbeiten. Es wird nicht so sein wie bei Müllers, wo die sechzigjährige Frau Müller noch immer für die Fanni, die siebenunddreißig Jahre alt ist, arbeiten muß. Das hat mir meine Mutter genau erzählt, wie faul die ist.

Viele seiner Aufsätze beschäftigen sich mit dem Verhältnis zu seiner Mutter, manche in solcher Einkleidung, daß die tiefere Bedeutung ihm sicher selber nicht bewußt geworden ist. So schreibt er zu dem Thema «Die Geschichte, die mir am allerbesten gefallen hat»:

«Die Mutter und ihr Kind.

Der König kam in die Stadt Alle Leute verneigten sich tief. Nur eine Mutter nicht. Sie trug ein kleines Kind am Arm und fürchtete, es möchte ihr entfallen. Der König schickte Diener hin, kommt sogar selbst: Warum verneigst du dich nicht? Mein Kind schrie eben, da überhörte ich Euer Kommen. Der König ward zornig, ließ ihr das Kind entreißen und ritt mit ihm fort. Die Mutter war traurig und weinte, die Leute aber lachten sie aus.

Da stand plötzlich ein Knabe vor ihr; es war der Wind. Er sprach: Wenn du mir dein schönes Haar gibst, zeige ich dir den Weg zu deinem Kind. Sie gab ihm das Haar und später einer Nixe, die sie über das Meer brachte, ihre schönen Augen. Als Blinde wurde sie dann ergriffen und weil sie alle Auskunft verweigerte, in den Kerker geworfen. Ihr Kind – vom König an Kindesstatt angenommen – wurde todkrank. Dreimal rettete die Mutter unerkannt das Kind vom Tode. Der König nahm sie dafür zur Frau, kaufte Haare und Augen zurück und sie lebten nun in Freuden.»

Hat sich nicht, während wir diese Bruchstücke aus dem früheren Leben heute lesen, in uns unmerklich eine Wandlung vollzogen, ähnlich der, wie ich sie – freilich in viel stärkerem Maße – damals erlebt habe? Ist es uns noch möglich, unbedenklich und allein das «Böse» der Erscheinung des Buben zu sehen? Ist durch die spärlichen Erinnerungen nicht deutlich geworden, daß er kein sehr glückliches Leben hinter sich hat? So kam es mir damals nach dieser kurzen Forschungsarbeit erst zum Bewußtsein, daß er gar nicht so aussah, wie Kinder seines Alters gewöhnlich aussehen: nicht frisch, unbekümmert, offen und

zugänglich, sondern scheu, gedrückt wie ein krankes Tier. Wer sich damit zufrieden gibt, das Zustandsbild genau nachzuzeichnen, das der Bub zu Anfang bot, muß zu dem Schluß kommen: ein äußerst asozialer Typ mit ganz starken sadistischen Anlagen. Nach den Erfahrungen, die bis dahin die Umwelt und die Schule mit ihm gemacht hatten, war nicht anzunehmen, daß daran viel geändert werden kann. Die Erscheinungen deuteten auf starke, vererbte Anlagen und schienen darum ziemlich sicher unveränderbar zu sein.

Die kurze Beschäftigung mit seinem Vorleben und die wenigen Daten daraus machen das Bild des Kindes viel weniger eindeutig und übersichtlich: von Anfang an fehlende Gesundheit, traurige Familienverhältnisse, schlechte und gute Charakterzüge eng miteinander verflochten – im ganzen eine schwere, nicht eben glückliche Kindheit. Was im Urteil des Betrachters ursprünglich sicher zu sein schien, erweist sich schon bei diesem oberflächlich-näheren Hinsehen als fragwürdig.

Zwar sind wir noch weit von irgendeinem Verständnis der Zusammenhänge entfernt, aber die kurze Beschäftigung mit dem Vorleben hat uns auf einen Weg gebracht, der uns vom moralischen Gebiet auf das psychologische zu führen verspricht. Damit haben wir nach der Meinung des beratenden Arztes das erste Hindernis hinter uns, das einem kommenden wirklichen Verständnis entgegensteht.

Ehe praktische Erziehungsmaßnahmen erwogen werden können, war nach dem Rat des Arztes ein weiterer Schritt zu tun.

Bisher war immer nur davon die Rede gewesen, wie die Welt ihn sieht. Wenn wir einem wirklichen Verständnis näherkommen wollen, müssen wir versuchen zu sehen, wie er die Welt sieht.

Einen fremden Menschen – so setzte der Arzt auseinander – kann man erst dann verstehen, wenn man sich für einige Zeit in ihn hinein-denkt, sich auf seinen Standpunkt stellt, so daß man die Welt mit seinen Augen sehen lernt.

«Jeder Mensch ist so unglücklich, wie er sich fühlt» steht bei Seneca. Entscheidend für unser Leben sind nicht die objektiven Tatsachen, sondern allein der subjektive Eindruck, den sie auf uns machen. Ohne seinen subjektiven Eindruck vom Leben zu kennen, ist es nicht möglich, einen Menschen zu verstehen.

Damit ist unsere nächste Aufgabe deutlich: Wir müssen dahinterkommen, wie das Kind seine Welt erlebt hat.

Wenn wir uns auch hüten müssen vor nachträglichen Interpretationen, einige äußere Umstände seines damaligen Lebens und die Wir-

kungen auf seine innere Entwicklung sind bei aller Behutsamkeit auch jetzt noch mit Sicherheit darzustellen.

Der Start dieses Lebens war – von welcher Seite man es auch ansehen will – denkbar ungünstig.

Die schweren Organminderwertigkeiten (die abnorme Kleinheit, seine Schwäche und Anfälligkeit und immerwährende Kränklichkeit, die viel zu lange dauernde Unsauberkeit) stellten die Erzieher dieses Kindes schon in den ersten Lebensmonaten vor außerordentliche Aufgaben: sich gleicherweise freizuhalten von jeglichem Mitleid, von daraus fließender immerwährender Fürsorge, aber auch von Ungeduld und Ärger über die zu große Beanspruchung. Die Pflegemutter des Kindes war offenbar diesen Schwierigkeiten nicht gewachsen. Sie war ärgerlich über die viele Arbeit, die der Kleine ins Haus brachte. Das Kind mußte sich in seinen allerersten Lebensmonaten schon ungeliebt fühlen.

Es ist eine gesicherte Erkenntnis der Tiefenpsychologie, daß die ersten sechs Jahre entscheidend für die Charakterentwicklung eines Menschen und ausschlaggebend für sein ganzes späteres Leben sind. Max lebte sechs Jahre in dieser Umgebung. Er konnte kein sehr freundliches Bild von dieser Welt bekommen, die ihn als Last empfand und auch so behandelte. Sie hatte nicht viel dazu getan, ihm als vertrauenswürdig zu erscheinen.

Es gehört viel menschliche Einsicht dazu, sich mit der Rolle eines dauernd Zurückgesetzten abzufinden. Nicht viele Erwachsene kommen in solcher Lage zurecht.

Max erlebte diese Situation vom ersten Lebenstag an. Der ältere Bruder saß warm im Nest und besaß das Herz der Pflegemutter ganz. Max zog überall den Kürzeren. Konnte er – ein uneinsichtiges, an dem Zustand unschuldiges Kind – das anders als ein immerwährendes bitteres Unrecht empfinden? Mußte er nicht allein deshalb schon mißtrauisch und mißgünstig werden?

Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß die ersten tiefen Wurzeln seiner späteren feindseligen Haltung zur Umwelt hier liegen.

Mit sechs Jahren kam er heim zur Mutter. Sie hätte noch manche Möglichkeit gehabt, das schiefe Bild, das Max vom Leben mitbrachte, richtigzustellen; also ihm zu zeigen, daß er auch mit seinem schwachen und kleinen Körper seinen Platz in der Welt gut ausfüllen kann und daß nicht alle Menschen voreingenommen und ungerecht gegen ihn sind.

Sie war selber ein zu unglücklicher Mensch, als daß sie diese nicht leichte Aufgabe hätte bewältigen können. Sie hatte nach den früheren

zwei großen Enttäuschungen, daß die Väter ihrer zwei Kinder sie sitzen ließen, nun noch die dritte zu überstehen, daß auch ihre Ehe ein Fehlschlag war. Sie konnte niemand eine Stütze sein; sie brauchte selbst Hilfe. Indem sie den kleinen Buben möglichst nah an sich heranzog, ihn zum Vertrauten gegen den Vater und die böse Welt machte, hoffte sie in ihm den einen Menschen zu finden, der sie verstand. Sie fand ihn wohl auch. Aber welchen Preis hatte das Kind dafür zu bezahlen? Sein mitgebrachtes Vorurteil und Mißtrauen gegen die Welt wurde durch hundert Erzählungen bestärkt: niemand konnte man trauen, alle Menschen waren Feinde!

Ist es schwer, sich vorzustellen, wie ein Kind mit diesen festeingewurzelten Anschauungen sich auf dem Spielplatz, unter Kindern, unter Erwachsenen benimmt; sich weiter vorzustellen, wie diese Kinder, diese Erwachsenen es aufnehmen? Weil es zurückhaltend und mißtrauisch an die Menschen herangeht, wird es zurückhaltend und mißtrauisch empfangen werden. Daß dabei nichts Gutes herauskommen kann, ist klar. Weil so das Kind keine guten Erfahrungen machen wird, wird es das nächste Mal noch etwas mißtrauischer an die Menschen herangehen, wird es damit wieder schlechtere Erfahrungen machen, wird es so Stück für Stück sich immer weiter von der Gemeinschaft der anderen entfernen.

Der Traum der Mutter von dem Kind im Rucksack, das sie zu verlieren fürchtet; die Geschichte von der Mutter, die Haar und Augen für ihr Kind opfert; die ersten Kindheitserinnerungen des Buben, die (so verschieden die äußeren Situationen sind) doch aus der gleichen Gemütslage stammen: «Die Älteren verdrängen mich von meinem Platz, der mir zusteht» – dies alles beweist heute noch ziemlich unwiderleglich, daß Mutter und Kind damals die Welt so feindlich, so gefährlich angesehen haben.

Nun kommt der Schritt in den nächstgrößeren Lebenskreis, in die Schule. An diesem Punkt ist es nicht schwer zu zeigen, welche außerordentlich große Verantwortung die Schule, zunächst der erste Lehrer übernimmt. In jeder Klasse sitzen einige Kinder, die ähnliche Erfahrungen wie Max gemacht haben und ähnlich wie er übervorsichtig und mißtrauisch der Umwelt gegenüber geworden sind.

Der Lehrer hätte jetzt die Aufgabe zu erfüllen, an der die Mütter und Väter versagt haben: das mitgebrachte Mißtrauen durch einsichtige, geduldige und wohlwollende Führung langsam zu zerstreuen. Vor-

aussetzung hiezu wäre freilich, daß er selber nicht mißtrauisch ist, daß er optimistischer von seinen Arbeitsmöglichkeiten denkt und nicht bei den ersten größeren Schwierigkeiten sofort unveränderliche Anlagen annimmt, daß er ein gewisses Maß von psychologischen Einsichten in die Kindesentwicklung und ihre Störungen mitbringt, daß er nicht am äußeren Erscheinungsbild haften bleibt und sich nicht damit begnügt, seine Kinder nach Typen oder Verhaltensweisen zu klassifizieren.

Die erste Lehrerin des Max war dieser Aufgabe offensichtlich nicht gewachsen. Das beweist allein schon unwiderleglich die Notensumme 64. Solch ein Kind, das – ohne geistig gestört zu sein – in allen zehn Fächern ungenügend sein soll, gibt es nicht! Auch Max war kein solches. Er machte sicher große Schwierigkeiten, war unverträglich, widerspenstig, lernte darum auch schlecht. Die Benotung aber ist viel mehr ein bleibendes Zeugnis für die Unfähigkeit der Lehrerin diesen Schwierigkeiten gegenüber als eines über die Unfähigkeit des Schülers.

Was hinter diesen zehn «Ungenügend» an Demütigungen, Bloßstellungen und Strafen, auch an Unfreundlichkeiten und Häßlichkeiten der Klassenkameraden gegen ihn steht, ist nicht schwer vorzustellen. (Denn die Klasse ist immer das Spiegelbild des Lehrers.)

Noch weniger Phantasie ist nötig, sich auszumalen, wie diese eiskalte Dusche auf das ohnehin schon wunde Selbstgefühl des Max wirken mußte; wie er jetzt – nach so vielen Enttäuschungen – den endgültigen Beweis dafür bekam, daß man sich auf nichts freuen, daß man niemandem außer der Mutter trauen darf, daß alle Menschen seine Feinde sind.

Gerade der letzte Schluß ist besonders gefährlich. Wer mit dieser Überzeugung an die Menschen herangeht, wird fast immer von ihnen den Beweis geliefert bekommen, daß sie wirklich feindlich gesinnt sind. Wer aber will einem unerfahrenen Kind die Schablonenhaftigkeit dieser Anschauung vom Leben zur Last legen, wenn wir feststellen müssen, daß die Mehrzahl aller Erwachsenen mit solch einem Pauschalurteil ihr ganzes Leben verbringt: «Alle Franken, alle Preußen, alle Franzosen, alle Amerikaner, alle Neger, alle Juden sind ...»?

Welche Lebensmöglichkeit bleibt einem Kinde, dem alle Fähigkeiten und jede Möglichkeit, Anerkennung zu erwerben, abgesprochen werden? Es kann zu keinem anderen Schluß kommen als zu dem: «Ich passe nicht zu den übrigen; ihre Gemeinschaft ist nichts für mich.» Es müßte sich notwendigerweise weiter sagen: «Ich kann da nicht mittun.»

Dies würde heißen, sich selbst aufzugeben, würde in allen Punkten und für immer zur passiven Rolle im Leben verurteilen. Das erträgt kein Kind. Dies erträgt natürlich auch kein Erwachsener. Stellen wir uns vor, wir wären immer und überall der Unfähige, der Dumme, der Unbrauchbare; uns würde von jedem Schulleiter und jedem Schulrat dies immer wieder bescheinigt, uns würden von ihnen alle anderen als die Tüchtigen und Überlegenen hingestellt, die wir «ja doch nicht erreichen werden» – auch wir könnten dieses Leben nicht ertragen. Auch wir kämen dahin, wohin jeder Mensch in solch einer Lage unfehlbar kommen muß. Nach der Philosophie von den sauren Trauben wird durch einen geschickten, immer unbewußten Selbstbetrug die Formel «Ich kann nicht» vertauscht mit der anderen «Ich will nicht». Damit ist das Prestige gerettet, aus der passiven eine sehr aktive Rolle geworden, damit prallt alle Zurücksetzung und alle Erniedrigung ab an dem schützenden Gedanken «Ich will ja gar nicht. Wenn ich nur wollte, dann ...» Jetzt ist auch von einem Aufgeben seiner Person keine Rede mehr. Im Gegenteil: Sie zu behaupten, unter allen Umständen und ohne Rücksicht auf die Mittel, das ist nun das Ziel.

Der Kampf des Max gegen die Gemeinschaft geht in mehreren, einander scheinbar widersprechenden Formen vor sich. Zunächst auf der Linie des geringsten Widerstandes: gegen die kleinen Kinder. Von Gleichaltrigen kann er sich keine Anerkennung holen. Körperlich ist er zu schwach und im Lernen ist er als der Unfähige abseits gestellt. Darum geht er zu den ganz Kleinen. Ihnen gegenüber ist auch er noch der Überlegene und Große. An ihnen läßt er seinen «Übermut» aus, wie es seine Mutter nennt. Er riskiert nicht viel dabei. Nach jeder Untat läuft er auf dem kürzesten Weg nach Hause und dort deckt ihn seine Mutter bedingungslos gegen jeden, der mit einer Klage kommt.

In einem seltsamen Kontrast dazu steht sein Kampf gegen die Klasse und gegen den Lehrer. Hier kämpft er auf der Linie des stärksten Widerstandes. Hier zieht er auf sehr schmerzhaft Weise jedesmal den Kürzeren. Trotzdem er die Strafe fürchtet wie das Feuer, tut er unaufhörlich, seit 6 Jahren genau das Gegenteil von dem, was der Lehrer will, und provoziert so fast täglich diese so gefürchtete Strafe. Wie soll man diesen Widerspruch erklären können?

Damit, daß er den Lehrer ärgert, wo er kann und wann er will, ist er ihm – wie der Klasse – in gewisser Hinsicht überlegen. Er hat es in der Hand, ob der Unterricht glatt und friedlich vonstatten geht, ob

der Lehrer und die Klasse es schön haben. Er braucht ja bloß auf irgendeine Art zu stören und der Friede und das Vorwärtskommen sind dahin. Jeder Zornausbruch des Lehrers ist ihm eine neue Bestätigung seiner Macht. Jedesmal, wenn der Lehrer die Geduld verliert, ist er auf der Höhe seiner Selbstbehauptung. (Wie oft wurde ihm der Gefallen getan!) Dabei ist es meist so, daß in der Klasse noch mehr von der Art sitzen, die gegen den Lehrer eingestellt sind. Die lohnen es dem Max mit stillschweigender oder auch ausdrücklicher Anerkennung, wenn er den Lehrer aus dem Häuschen bringt. Und alle anderen, die zu solchen Frechheiten keinen Mut haben, bewundern ihn insgeheim auch.

Kann sein Kampf gegen die Lehrerautorität im Grunde nicht auch ein Kampf um Anerkennung und Geltung – mit umgekehrten Vorzeichen freilich – sein? Ein Beweis, daß er diesen Kampf sogar für einige Zeit einstellt, wenn er die Anerkennung findet, nach der er hungert: Er schreibt gute Aufsätze; denn die Hemmung «Das darf man nicht schreiben» kennt er nicht, wie er überhaupt viel weniger Hemmungen kennt. Ich habe – noch in der ärgsten Zeit – dies dazu benützt, seine Geschichten der Klasse vorzulesen, ihn öffentlich dafür anzuerkennen und ihn die Anerkennung der Klasse spüren zu lassen. Für 2 und 3 Tage war er nicht wiederzuerkennen. Er beteiligte sich am ganzen Unterricht, schrieb sorgfältiger, war verträglicher. Dann aber ging es wieder im ausgefahrenen Geleise weiter.

Vielleicht ist mit dieser Betrachtung das seltsam-gegensätzliche Verhalten des Buben, daß er trotz seiner Furcht vor der Strafe diese doch fast täglich herbeiführt, noch nicht völlig geklärt. Wir werden eine Schicht tiefer gehen müssen, um noch ein Motiv zu finden.

Man macht der Strafe, besonders der körperlichen Züchtigung, den Vorwurf, sie suche das Symptom zu kurieren; sie sei zu oberflächlich und komme nicht an die eigentliche Wurzel des Übels.

Bei genauerer Betrachtung scheint dies aber nicht richtig zu sein. Die Strafe kommt tatsächlich an die Wurzel, freilich auf ganz andere Weise als wir es wünschen müßten.

Max ist vor 6 Jahren in die Schule gekommen mit der inneren Einstellung: «Alle Kinder sind gegen mich. Niemand will mich haben.» Seine ersten wie alle nachfolgenden Schulerfahrungen haben ihm tausend Beweise dafür geliefert, daß er recht hatte. Jede Zurechtweisung, jede Rüge, jede Strafe war ein neuer Beweis: «Da sieht mans wieder! Sie alle mögen mich nicht!» Was er dazu beigetragen hat, wie er die Strafe herausgefordert hat, das bleibt in solchen Augenblicken außer Be-

tracht. Das lehrt die Untersuchung des kleinsten Streitfalles zwischen Kindern wie zwischen Erwachsenen: Immer ist von dem Schuldanteil des anderen die Rede. Der eigene wird bagatellisiert oder überhaupt nicht gesehen.

Viele Anzeichen deuten darauf hin, daß es nicht leicht sein muß, außerhalb der Gemeinschaft zu leben. Diesen Weg konsequent zu gehen, scheint überhaupt nicht möglich. Die Verlockungen, die herüberziehen in das Lager der anderen, sind zu groß. Ihnen aber nachzugeben, muß einem Menschen, der jahrelang schlechte Erfahrungen darin gemacht hat, zu gefährlich erscheinen. In dieser unsicheren Lage zwischen zwei Welten sucht der Mensch nach einem Halt. Es klingt nur auf den ersten Blick paradox, zu sagen: Jede Strafe ist solch ein Halt! Denn Strafe bedeutet u.a. auch dies: «Du bist schon auf dem rechten Wege! Dort drüben ist kein Platz für dich!»

So gesehen kommt die Strafe tatsächlich an die Wurzel des Übels. Sie bestätigt einem Kinde, das auf gemeinschaftsfeindlichen Wegen geht, mit jedem Mal neu das, was es braucht, um seinen abseitigen Weg weitergehen zu können: «Sie mögen mich nicht. Ich habe schon recht mit meinem Mißtrauen und mit meiner Gegenwehr.»

So gesehen ist die Strafe keine Symptombehandlung, sondern immer neuer Anlaß für den Außenseiter, auszuharren im Kampf.

Kehren wir zurück zur Lebensgeschichte des Max.

In vielen Wochen wurden gemeinsam Fakten und Deutungen gesucht und gefunden. Bei der letzten eingehenden Beratung sagte der Arzt etwa folgendes:

«Wir stehen am Ende unseres gemeinsamen Weges. Was jetzt kommt, müssen Sie als Lehrer selbst finden. Ich bin Arzt und kann Ihnen da keine praktischen Ratschläge geben. Nur vorher noch dies: Sie haben gesehen, wie der Bub in 12 langen Jahren und durch tausend bittere Erfahrungen dahin gekommen ist, wo er heute steht. Durch gutes Zureden wird dies alles nicht aus der Welt geschafft. Denn auch wir lassen uns Erfahrungen nicht durch freundliches Zureden nehmen, um so weniger, je schlimmer sie waren.

Erfahrungen werden nur durch andere Erfahrungen korrigiert!

Hat er bisher erlebt oder zu erleben geglaubt, daß Sie sein Feind sind, so muß er nun erleben, daß Sie ihm freundlich gesinnt sind; hat ihn die Gemeinschaft bisher hinausgewiesen oder hinausgestoßen, so muß ihm jetzt geduldig und beharrlich gezeigt werden, daß sie ihn hereinnimmt zu sich.

Wenn Sie das Zustandekommen der Schwierigkeit wirklich verstanden haben, wenn Sie selber wirklich herauskommen wollen aus Ihrer Lage, dort strafen zu müssen, wo sie doch helfen wollen – dann werden Sie einen Weg finden.»

WEG

Der Arzt hatte schon gleich zu Beginn der Beratung empfohlen, mit der körperlichen Strafe zunächst auszusetzen. Es sollte, hieß es, für die späteren Maßnahmen der Boden vorbereitet werden. Nach den bisherigen Überlegungen ist die Absicht des Ratschlages wohl deutlich: Es sollte Schonzeit gegeben und nicht durch dauernde Strafen die alte Wunde immer wieder aufgerissen werden. Vielleicht war noch eine andere Absicht dabei. Wenn ein Kind für eine bestimmte Tat jahrelang immer dieselbe Strafe empfängt und einmal bleibt diese schon automatisch gewordene Folge aus, so wird es doch stutzig und wenigstens für einen Augenblick nachdenklich werden. Wie tief bei Max diese Nachdenklichkeit gegangen ist, läßt sich nicht beurteilen. Ob durch das Ausbleiben der gewohnten Strafe etwas gebessert wurde, läßt sich auch nicht sagen; augenscheinlich aber ist dadurch nichts verschlechtert worden. Das ist bei der bisherigen steten Abwärtsentwicklung seit vielen Jahren gar nicht so wenig.

Klassenämter (Wandtafeln reinigen, Fenster, Türen, Schränke in Ordnung halten, Hefte austeilen und einsammeln, Schulkasse verwalten, Abwesenheitsliste führen) sind zur Erleichterung des äußeren Schulbetriebes schon immer vergeben worden. Viele Lehrer aber haben bisher nicht sehr viel davon gehalten: «Die anfängliche Begeisterung ver Raucht schnell. Dann muß man ewig erinnern und mahnen. Da mache ich mir meine Arbeit lieber selbst. Das ist weniger mühsam.»

Das Klassenamt kann aber eine größere und wichtigere Aufgabe übernehmen. Es kann ein Mittel werden, um alle die Einspanner und Außen-seiter der Klasse, die sich noch nie viel um andere und um das Ganze gekümmert haben, am Wohl dieses Ganzen zu beteiligen und sie dabei erleben zu lassen, daß man selbst damit auch auf seine Kosten kommt.

Um dieses Ziel wirklich zu erreichen, müssen wir die Sache etwas anders handhaben, als es bisher geschehen ist. Statt die Ämter einfach nach irgendeiner mechanischen Ordnung zu verteilen, sollten wir sie auf freiwillige Meldungen hin vergeben und dabei schon die besondere erziehlische Absicht nicht vergessen, also möglichst jedem das Amt zuteilen, das ihm die Möglichkeit gibt, seine besondere Schwierigkeit

damit anzugehen, also einem Unordentlichen die Schrankordnung übergeben, einen Ungehobelten mit dem Amt betrauen, Rundschreiben im Haus herumzutragen und dabei gewisse Umgangsformen zu üben, einen Vergeßlichen die tägliche Krankenliste führen lassen.

Bei der Übertragung des Amtes sollte mit der Klasse ohne große Worte, aber eingehend über seine Aufgabe, seine wirkliche Bedeutung und seine besonderen Schwierigkeiten gesprochen werden. Die Viertelstunde, die damit hingeht, ist nicht verloren. Wenn Kinder eine Sache ernst nehmen sollen, müssen sie sehen, daß zuerst wir sie ernst nehmen.

Wir sollten weiter nicht vergessen, daß die meisten Kinder die Ausdauer gar nicht haben können, die nötig wäre, ein übernommenes Amt monatelang sorgfältig auszuüben. Darum ist unsere Aufgabe nicht damit erfüllt, daß Ämter vergeben werden. Wir müssen vielmehr das kindliche Interesse an der Sache warm halten. Dazu gibt es kein besseres Mittel, als zu rechter Zeit sein eigenes Interesse zu zeigen. «Zu rechter Zeit» – also dann wenn die Arbeit gerade gut gemacht worden ist. (Auch wir selbst hören lieber zu, wenn eine Sache besprochen wird, die uns gelungen ist, als wenn eine mißlungene kritisiert wird.)

Wenn so gelegentlich gesagt wird: «Blitzblank siehts jetzt aus in unserm Schrank. Wer ist der Schrankmann? Du Hans? Schön – laß nur nicht aus» – wenn dies möglichst beiläufig, ohne äußeren und inneren Nachdruck kommt, wird es die gewünschte Wirkung tun. Dem Angesprochenen wird es eingehen wie Honig und die Klasse wird die Ohren spitzen, denn bisher hat sie seinen Namen nur in Verbindung mit tadelnden oder absprechenden Urteilen gehört.

Max bekam zunächst das persönlichste Amt, das ich zu vergeben hatte. Er durfte mein Rad versorgen, also mich um $\frac{3}{4}$ 8 Uhr am Schultor erwarten, das Rad in Empfang nehmen, in die Radkammer bringen, um 12 Uhr allein und als erster das Klaßenzimmer verlassen, um es wieder zu holen und mich am Ausgang zu erwarten. Weil sich mein Kommen nach der Schule nicht selten sehr verzögerte, blieb ihm Zeit, zuerst allein, später mit Kameraden allerlei Kunststücke auf dem Rad zu lernen. Ich habe ihm das Amt mit einer besonderen Begründung angeboten: «Ich brauche einen Zuverlässigen für mein Rad. Du bist zwar klein und das Rad ist schwer. Aber Du bist flink und in manchem tüchtig – willst Du es versuchen?»

Die Sache ging ausgezeichnet. Zwar hatte ich einige Radreparaturen mehr, als ich sie gehabt hätte, wenn ich es selbst versorgt hätte.

Aber über diese Arbeitsbeziehung ist ohne viel Worte auf dem denkbar besten Weg – dem unbewußten – die erste leise Verbindung zwischen uns – Max und mir, Max und der Klasse – gewachsen.

Schwierige Schüler – schlechte Schüler!

Enge Beziehungen bestehen zwischen beiden. Nicht bloß in der Form, daß tatsächlich schwierige Schüler meist schlechte oder daß schlechte Schüler oft auch schwierig sind. Auch ursächlich bestehen enge Zusammenhänge: aus schwierigen werden leicht schlechte Schüler und die meisten ursprünglich schlechten werden bald auch schwierige Schüler sein.

Hier ist ein Punkt, an dem die engen Beziehungen zwischen Erziehung und Unterricht deutlich gemacht werden können. Den Kindern werden im täglichen Unterricht gerade so große und so schwere Arbeitsportionen zugeteilt, daß sie sie mit einiger Anstrengung eben noch bewältigen können. Jede so bewältigte Aufgabe bringt neben dem sichtbaren Ergebnis auch noch ein unsichtbares, einen kleinen inneren Kraftzuwachs: «Ich bin damit fertig geworden.» Lassen wir unsere Kinder in den langen acht Schuljahren diese Erfahrung hundert- und hundertfach machen, so werden sich diese einzelnen kleinen Erfolgsgefühlchen summieren zu einem allgemeinen, den ganzen Menschen erfüllenden Zutrauen zu seinen eigenen Kräften: «Ich habe bisher alle meine Aufgaben bewältigt; ich werde sicher auch die künftigen bewältigen.»

Hier liegt die große Möglichkeit, damit aber auch die große Verantwortung, die wir Lehrer haben. Jede lebendige und frohe Unterrichtsstunde macht den Kindern das Leben und uns die weitere Arbeit leichter.

Die günstigen Folgen solch eines klug ausgewählten und gut angepaßten Arbeitspensums gehen immer quer durch den ganzen Menschen und erfassen ihn in seiner Gesamtheit. Darum kann auch sogar ein einziges bewältigtes Fach aufrichtende Wirkung auf den ganzen Menschen haben. Jedes Kind hat mindestens eine sogenannte «gute Seite». Die positiven Erfahrungen, die wir es damit machen lassen, strahlen aus über sein ganzes Wesen und stärken den ganzen Menschen.

Ebenso sehr freilich gehen die negativen Wirkungen eines unbewältigten Faches schnell auf die Gesamtpersönlichkeit des Schülers über. Ein Kind, das jahrelang erlebt, daß es beispielsweise im Rechnen oder Rechtschreiben nicht mitkommt, wird nicht nur ein immer schlechterer Rechner und Rechtschreiber. Die hemmenden und schä-

digenden Wirkungen werden sich nach und nach anderswo zeigen, in allgemeiner Unsicherheit und Zaghaftigkeit, später auch entweder in der mehr passiven Form als Faulheit oder in der aktiveren als Trotz oder Frechheit.

Der Weg von ursprünglichen Unterrichtsschwierigkeiten, die der Schüler hat, hin zu den Erziehungsschwierigkeiten, die er macht, ist unschwer in seinen einzelnen Etappen zu verfolgen.

Es ist verständlich, daß ein Kind wie Max, das schon mißtrauisch und unsicher in die Schule kommt, durch unterrichtliche Mißerfolge schneller und unfehlbarer in weitere Abseitigkeit gedrängt wird. Er hätte vom ersten Tag an besondere unterrichtliche Fürsorge gebraucht. Man hätte vom ersten Augenblicke an darauf hinarbeiten müssen, ihm ja den Anschluß an die gemeinsame Unterrichtsarbeit zu ermöglichen und ihm so Freude an seinen Schulleistungen zu verschaffen. Das ist nicht geschehen. Damit war nach der ersten ganz großen Enttäuschung seine Freude an der Schule endgültig dahin und die Aufgabe für alle späteren Lehrer außerordentlich erschwert.

Im Rechnen, Rechtschreiben und Schönschreiben ist es in den sechs Jahren nicht mehr gelungen, ihn Anschluß finden zu lassen. Hier war er ein Versager auf der ganzen Linie. Hier erlebte er die langen Jahre, was jeder sogenannte schlechte Schüler erfährt. Weil er zu Anfang den Anschluß verpaßt hatte, kam er zu keiner Leistung. Das trug ihm Tadel und Mahnung ein, wenn nicht mehr. Dies verminderte seine Lust neuerdings, etwas dazuzutun. Das verminderte seine Leistung weiter und so ging es wie in einer Teufelsspirale bis zu dem augenblicklichen Endzustand, daß er in diesen Fächern ganz versagte und hier auch jeder Anstrengung aus dem Wege ging.

Ein Umstand hat diese Entwicklung hin zum endgültigen Mißerfolg besonders gefördert. Im Schülerbogen hat der Lehrer der 3. Klasse als das ihm Wichtigste recht lakonisch eingetragen: «Kurzsichtig». Es bleibt fraglich, ob die nachfolgenden Lehrer sich der vollen Tragweite dieses Hinweises bewußt waren; mir jedenfalls ist nur durch einen Zufall in den ersten Wochen das ganze Ausmaß seiner Kurzsichtigkeit bekannt geworden. Max war so kurzsichtig, daß er auch von der ersten Bankreihe aus von der großen Schultafel nichts ablesen konnte. Er hat, weil ihn die überängstliche Mutter keine Brille tragen ließ, in den langen Schülerjahren nicht ein einziges Wort und keine einzige Zahl an der Tafel gesehen! Das allein könnte sein heutiges Versagen erklären.

Eine wirkliche innere Gesundung ist bei all den Kindern undenkbar, die dauernden Störungen ihres seelischen Gleichgewichts durch un-terrichtliche Mißerfolge ausgesetzt sind. Darum muß es eine der ersten Bemühungen des Lehrers sein, den Zurückgebliebenen im Unterricht nachzuhelfen. Das scheint bei den in langen Jahren entstandenen großen Lücken eine verzweifelte Aufgabe. Glücklicherweise ist sie praktisch leichter zu lösen, als es es theoretisch möglich scheint.

In einer Rechenstunde, in der einer gar nicht vorankommt und beweist, daß ihm sehr viele Voraussetzungen zu der gegenwärtigen Aufgabe fehlen, sage ich zu ihm: «Du siehst, Franz, hier kommst Du nicht weiter. Man merkt, daß Du früher, in der 4. oder 5. Klasse den Anschluß versäumt hast. Kein Maurer kann im 6. Stock weiterbauen, wenn der 4. und 5. nicht steht. Ich habe aber den Eindruck, daß Du die Sache nachholen könntest, vielleicht sogar schneller als Du selber glaubst. Ich habe das in den früheren Jahren schon manchmal erlebt. Es würde Dich nicht viel kosten: einen freiwilligen Entschluß und wöchentlich zweimal eine Viertelstunde nach der Schule. Alles andere käme dann nach. Weil Du außerdem glücklicherweise nicht der einzige Rechenheld unter uns bist, könnten der Fritz, der Max und der Karl auch mittun. Zu viert ginge es leichter. Überlegt es Euch bis 12 Uhr. Wenn Ihr wollt, können wir gleich heute anfangen.»

Max, absichtlich nur nebenbei genannt, blieb mit den übrigen dreien nach Schulschluß da. Wir setzten uns zusammen; auch ich saß in einer Bank mitten unter ihnen. (Dieses Mitten-unter-den-Kindern-Sitzen und In-Tuchföhlung-mit-ihnen-Gehen hat immer außerordentliche Wirkungen! Es ist, wie wenn allein schon dadurch eine Eiskruste schmelze. Wer erlebt hat, wie eine auf die Schulter gelegte Hand tiefer wirkt als wochenlange Bemöhung, wie der verstockteste Bursch weich und zugänglich wird, wenn wir ihm nur einmal den Arm um die Schulter legen, der wird dieses Mittel, einem Kinde sein Wohlwollen spüren zu lassen, zwar behutsam und sparsam gebrauchen, aber doch nie mehr missen wollen.)

Und nun beginnt die Arbeit.

Weil ihr erstes Ziel nicht ist, möglichst rasch die Lücken auszufüllen, sondern den Mutlosen und Unsicheren mehr Zutrauen zu ihren eigenen Kräften zu geben, können wir es uns erlauben, ganz ganz weit vorne anzufangen und uns am Anfang sehr viel Zeit zu lassen. Was schadet es, wenn wir wirklich mit Rechnungen aus der 3. oder 4. Klasse beginnen?

«Ich sage Euch eine Zahl; Ihr zählt im Kopf 3 dazu und schreibt das Ergebnis untereinander: 12, 25, 38, 157 ... Jetzt 12 dazu. Jetzt 8 weg! Jetzt das Doppelte! Jetzt die Hälfte! Gut gemacht! Für heute genügt es. Es geht nicht schlecht. Besser sogar, als ich mir gedacht habe. Natürlich war es heute zum Anfang noch leicht. Aber wir werden bald Schwereres fertig bringen. Wenn Ihr nur nicht auslaßt. Wer Lust hat, kann am Freitag nach der Schule weiterfahren.»

Weil wir so weit vorne anfangen, sind die Fortschritte wirklich schnell sichtbar. So soll es sein. Dann fällt das Wesentliche für jeden Einzelnen ab: «Ich bin doch nicht so dumm, wie ich gemeint habe. Vielleicht komme ich doch auch noch nach.»

Nach einigen Wochen sind wir so weit, daß ich jedem von ihnen eine vorsichtig ausgewählte Zwischenaufgabe im Klassenunterricht vorsetzen kann. Bewältigt er sie, so genügt ein beiläufiges: «Na siehst Du – es wird schon!», um auch die Klasse aufhorchen zu lassen. Ein paar schauen anerkennend um, er spürt aus der auffälligen Stille die Anerkennung der Klasse heraus – wieder ist eine Beziehung zwischen uns geknüpft worden! Bewältigt er sie nicht und wir sagen ebenso nebenbei: «Macht gar nichts. Du kriegst es schon noch. Wir haben ja Zeit», so ist nichts verdorben.

Die Arbeit führt bald dazu, daß sie freiwillig zu Hause nacharbeiten, um schneller voranzukommen, und daß wir jetzt auch schon die Schulstunden zu unserer Privatarbeit benützen, während die anderen z. B. eine schriftliche Übung machen oder Zeichnen. Nach 8 - 10 Wochen sind wir soweit nachgekommen, daß die vier bei dem nun beginnenden gemeinsamen neuen Thema der Flächenrechnung schon ganz leidlich mittun können.

Max erwies sich als flink und leicht auffassend. Der innere Erfolg war ihm noch mehr als den anderen anzusehen. Er strahlte vor Stolz, wenn ihm unter den Augen der Klasse eine Sache gelang. Und immer ging es danach tagelang reibungslos mit ihm. Noch schneller zu sichtbaren Erfolgen – die für die innere Stärkung jedes Unsicheren so dringend nötig sind – kamen wir auf dem Gebiet des Schönschreibens. Ein paar Wochen nach Abschluß des Rechenkurses machte ich einigen aus der Klasse – Max unter ihnen – den Vorschlag, auf einem kurzen Weg zu versuchen, ihre Schrift ein wenig zu verbessern. Die auffälligen Erfolge des Rechenkurses für die vier waren wohl der Grund dafür, daß sich zu diesem Schönschreibkurs so viele freiwillig meldeten, daß wir ihn als Klassenunterricht durchführten.

Nach einer halben Seite, geschrieben in ihrer gewöhnlichen heutigen Schrift, malten wir zunächst die einfachen Formen des kleinen Antiqua-Alphabets, das uns aus der Zeichenstunde schon bekannt ist. Darauf waren die ersten kleinen Wörtchen «in, am, und ...» zuerst in Druckbuchstaben zu schreiben, dann die einzelnen Buchstaben miteinander zu verbinden. Dabei hieß es: «Achtet nur gut darauf, daß die schöne runde Breite jedes einzelnen Buchstaben erhalten bleibt.» Diese täglichen 10 Minuten ergaben schon nach ein paar Wochen ein anderes Schriftniveau und ersetzte die oftmals engen, ineinander geschobenen, unübersichtlichen Schriftzüge durch breitere und behäbigere – zunächst freilich nur, wenn die Kinder Zeit hatten, ganz langsam zu schreiben. Dann hieß es: «Malt in Druckschrift eine Zeile Text; darunter denselben Text in der schönsten Schreibschrift, die Ihr fertigbringt. Laßt Euch soviel Zeit dazu, wie nötig ist. Darunter das gleiche in etwas schnellerem Tempo. Darunter noch ein wenig schneller, aber möglichst in der gleichen Rundheit wie in der ersten Zeile. Und so noch 5-6 Zeilen immer rascher und trotzdem mit dem einzigen Ziel: möglichste Breite und Rundheit und Klarheit.»

Daraus wurden zwischendurch Schönschreib-Tempo-Diktate. Das alles machte Spaß und brachte auch vorwärts. Eines Tages hieß es: «Jetzt dieselbe halbe Seite Text, die Ihr vor 8 Wochen geschrieben habt. Bedingung: dasselbe Tempo wie damals. Wir wollen sehen, ob sich die Arbeit inzwischen gelohnt hat.»

Sie hatte sich gelohnt! Denn gemeinsame Arbeit lohnt sich immer, gleichgültig, ob äußerlich mehr oder weniger dabei herauskommt – sie verbindet!

Eines konnte Max wirklich gut. Er schrieb wesentlich bessere Geschichten als der Durchschnitt seiner Klassenkameraden.

Kinder, die sich schon früh ihrer Haut wehren müssen oder glauben, sich ihrer wehren zu müssen, entwickeln scharfe Beobachtungsgabe. Diese Fähigkeit und seine schon besprochene Freiheit von äußeren Hemmungen gaben zwei gute Vorbedingungen für die erlebten Geschichten, die wir neben anderen mehr technischen Aufsatzübungen schrieben.

Die wöchentlich eingelieferten 1 oder 2 Geschichten wurden jedesmal gründlich vor der Klasse besprochen. Kaum eine solche verging, ohne daß nicht in der Reihe der besprochenen guten Arbeiten der Name von Max auftauchte.

Diese gute Seite im Kinde aufzufinden, ist nicht immer so einfach wie

bei Max. Vergebens aber sucht man nie, auch dann nicht, wenn man zunächst glaubt, diesmal sei wirklich keine da. Sie dann zu pflegen ist unsere Aufgabe. Sie spielt im Plan der Erziehung von Außenseitern keine geringe Rolle. Sie gibt gleich von Anfang an die schöne Möglichkeit, das Kind positive Erfahrungen machen zu lassen.

Zwei Gefahren liegen aber nahe. Man ist erfreut, daß endlich einmal nicht gemahnt und getadelt zu werden braucht, und man glaubt, durch verstärktes Lob dem Fortschritt zu dienen. So wird die gute Leistung ausführlicher, weitschweifiger und mit mehr Nachdruck der Klasse vor Augen gestellt, als sie es objektiv verdiente.

Außerdem glaubt man die gute Gelegenheit eines Gelingens dazu ausnützen zu können, daß man ermunternd auf die minder guten Seiten hinweist: «Du kannst also, wenn Du nur willst. Nimm dich nur zusammen, dann wirst du auch im Rechtschreiben besser werden.»

Das ist gut gemeint. Aber eine Rückerinnerung an Situationen, in denen wir selber Betroffene waren, wird uns zeigen, daß die tatsächlichen Wirkungen solcher Besprechungen anders sind. Das zu große Wort für die zu kleine Sache entwertet die Sache und das Wort. Die Kinder haben feines Qualitätsempfinden und können genau abschätzen, was richtig und was übertrieben ist. Außerdem schadet die Übertreibung auch dem hervorgehobenen Kinde.

Die ebenso gut gemeinte Bemerkung, die die schlechten Fächer mit in die Anerkennung für die guten Leistungen einbeziehen will, wird kaum erreichen, was sie soll. Die Freude am Erfolg wird getrübt durch den Hinweis auf die übrigen Mißerfolge. Dadurch wird dem schlechten Fach nichts an Kräftigung zuwachsen.

Es gibt für uns auch hier nur das eine:

Bei allem Wohlwollen streng bei der Wahrheit zu bleiben, das anerkennende Wort der Leistung möglichst genau anzupassen und wie überall das große Wort, die weitläufige Moralpredigt zu meiden.

Die Kinder bekommen am ersten Schultag das Recht, sich ihre Plätze in der Klasse selbst zu wählen. Dabei muß in Kauf genommen werden, daß zunächst nicht immer die Richtigen nebeneinander sitzen. Nach einigen Wochen habe ich gesagt: «Es sieht so aus, als ob ihr beiden – du Michel und du Georg – nicht den rechten Platz gefunden habt. Es ist ja schön, wenn sich zwei Freunde zusammensetzen. Aber wenn es so ist wie bei euch, die ihr beide im Rechnen es gleich schwer habt, dann ist das nicht günstig. Ich würde euch vorschlagen: Trennt euch für einige Zeit. Wir suchen einem jeden einen Kameraden, der euch für die erste

Zeit im Rechnen nachhelfen kann, und ihr bleibt solange neben dem sitzen, bis ihr nachgekommen seid.»

Dies gab eine allgemeine kleine Umgruppierung, bei der auch Max ganz nebenbei einen anderen Nachbarn bekam. Der half beim Rechtschreiben, ließ ihn abschreiben, wo er allein nicht weiterkam, machte ihn auf kommende Fehler aufmerksam, verbesserte mit ihm die gemachten Fehler, bekam die Ermächtigung und die Anleitung, während des anderen Unterrichtes das eine oder andere Kapitel mit ihm allein zu arbeiten – eine Zusammenarbeit, die beiden erzieherlich und unterrichtlich zugute kam: dem Max, indem sie ihm im Rechtschreiben wirklich etwas vorwärtshalf, ihm außerdem das stärkende Gefühl gab, jemand zu haben, der sich seiner annimmt, und dem Helfer in der Weise, daß er, dem das Stoffliche keine Schwierigkeiten mehr machte, sich um methodische Fragen kümmern mußte und daß er überdies lernte, sich um andere zu bemühen.

Der Weg vom Helfer zum «Freund», mit dem man nach Hause gehen, in der Freizeit spielen und manche persönlichen Dinge besprechen kann, ist dann nicht mehr weit. Gerade Außenseiter wie Max sind trotz aller früheren Erfahrungen ausgehungert nach näherer menschlicher Beziehung. Unsere Aufgabe ist es, unauffällig mit dem Helfer eine kluge Wahl zu treffen. Aber in jeder Klasse sitzen solch ein paar gesunde, gutmütige und hilfsbereite Kinder, die das Helferamt auch bei einem solch Schwierigen wie Max übernehmen, wenn wir zwischendurch ein vertrauendes, ermutigendes und lenkendes Wort für sie haben. Auch der Helfer braucht unsere Führung, wenn er Ausdauer behalten soll.

So knüpfte sich menschliche Verbindung in der Klasse, aus der dann von selbst heilsame Bindung für alle wurde. Die Klassengemeinschaft wuchs langsam zusammen. Und das Schönste: Es brauchte nicht viel darüber geredet werden. Sie wurde praktiziert!

Da war Max eines Tages wegen Krankheit nicht in der Schule. Ich sagte zur Klasse: «Max ist heute krank. Da können wir etwas miteinander besprechen, worüber ich mir schon einige Zeit meine Gedanken gemacht habe. Ich habe mir von ihm einiges aus seinem Leben erzählen lassen. Dabei ist herausgekommen, daß er es eigentlich nie richtig schön gehabt hat. Seine Mutter muß verdienen und ist deshalb den ganzen Tag bis sieben Uhr abends in der Arbeit; er ist bei fremden Leuten aufgewachsen. Niemand hat sich je viel um ihn gekümmert. Außer seiner Mutter mochte und mag ihn niemand. So ist er allein. Darum ist

er wohl auch zu uns so bockig gewesen; denn er ist der Meinung, alle Menschen seien seine Feinde. Dabei hat er nicht einmal so unrecht damit gehabt. Ihr habt ihn in den vergangenen Jahren ausgeschlossen von euren Angelegenheiten; ihr habt ihn nicht unter euch haben wollen, habt ihn nicht mitreden und nicht mitspielen lassen.

Wer von euch aber in den letzten Wochen ein bißchen seine Augen aufgemacht hat, der hat vielleicht gesehen, wie Max schon manchmal bereit war, freundlich mit uns zu gehen, statt wie früher feindlich gegen uns. Wer erinnert sich an eine solche Gelegenheit?» In dem nun sich entwickelnden Gespräch konnte den Kindern ein erster verstehender Blick hinter die Kulissen zwanglos gegeben werden: wie man nach einem Mißerfolg leicht ablehnend und ungerecht gegen die anderen wird, wie dauernde Mißerfolge entmutigen und gegen alle mißtrauisch machen, wie nur unglückliche Menschen Unrecht tun und wie auch der Verbitterteste – das haben wir ja gesehen – bereit ist einzulernen, wenn wir ihm die Möglichkeit dazu geben. «Freilich müßten wir ihm dann in manchem am Anfang entgegenkommen, ihm helfen, ein bißchen nachsichtig sein, wenn er wieder Krach macht.»

«Aber warum» – so fragt einer dazwischen – «warum sollen gerade wir damit anfangen? Er tut doch das Unrecht, nicht wir.» – «Gut, daß du den Einwand bringst. Er ist wichtig. Ich will euch als Antwort darauf eine alte lustige Geschichte erzählen:

In eine kleine Stadt kommt ein Zirkus. Der Besitzer ist verzweifelt: ein Löwe ist ihm in dieser Nacht zugrunde gegangen. Dabei ist die Eröffnungsvorstellung ausverkauft! Er geht hinaus vor das Zelt und spricht einen dürftig gekleideten jungen Menschen an: Wollen Sie sich zehn Mark verdienen? Sie haben nichts zu tun als sich heute abend in das Fell des toten Löwen einnähen zu lassen und bei der Vorstellung ein bißchen im Käfig herumzugehen.» Der junge Mann geht auf den Handel ein. Wie er am Abend im Löwenkleid in den hellerleuchteten Käfig hineingeschoben wird, bleibt ihm vor Schreck das Herz stehen: Dort drüben in der anderen Ecke sitzt schon ein Löwe! Wie er in Todesangst eine Sekunde unschlüssig steht, hört er in der allgemeinen Stille aus der Ecke des anderen ein leises bestürztes Gelobt sei Jesus Christus! Der gefürchtete Gegner war auch ein falscher Löwe und hatte dieselbe Angst wie er! Befreit konnte er nun antworten: In Ewigkeit, Amen!

Siehst du Karl, so ist es auch bei uns hier mit dem Max. Einer muß den Anfang machen und sagen Gelobt sei Jesus Christus. Wir werden erleben, daß er gerne antworten wird, weil er natürlich gar kein

so wildes Tier ist, wie er bisher getan hat. Auch er hat sich ja bloß eine Löwenhaut umgebunden.»

Dieser ersten Besprechung folgen andere, vorbedachte und gelegentliche, solche ohne ihn und andere mit ihm, in denen immer am Beispiel eines gemeinsamen Erlebnisses, bei dem etwas gelungen war, gezeigt wurde, daß auch in ihm ein guter Kern steckt und daß der erste entgegenkommende Schritt sich wohl immer lohnt, denn wir machen uns auch unser eigenes Leben damit leichter.

Es mag gewagt oder sogar gefährlich erscheinen, vor einer Klasse über die persönlichen und manchmal auch über die häuslichen Schwierigkeiten des einzelnen zu sprechen. Tatsächlich darf solch eine Aussprache auch wirklich nur mit äußerster Behutsamkeit und allem menschlichen Takt geführt, dürfen nur Dinge berührt werden, die ohnehin jeder wissen kann und die nicht gegen Kind oder Familie ausgespielt werden können.

Die Gefahr, daß ein Kind aus der Klasse so ein Gespräch einmal außerhalb der Schule mißbraucht, wird geringer, wenn alle Kinder spüren, daß wir Vertrauen in ihre menschliche Einsicht haben und wenn sie selber auch bei kleinen, scheinbar nebensächlichen Gelegenheiten erfahren, daß auch sie als Menschen vollgenommen werden (etwa in der Weise, daß alle Höflichkeitsformen unter Erwachsenen auch beim Umgang mit Kindern, selbst kleinen Kindern, Geltung haben).

Ein anderer, oft gehörter Einwand spricht gegen «diese Einzelbehandlung auf Kosten der Klassenarbeit».

Es wäre schwer zu entscheiden, wer bis jetzt mehr gelernt hat, die Klasse oder Max, und wer mehr Vorteile davon zu spüren bekommen hat. «Denn» – so werden wir einmal bei Gelegenheit an einem drastischen Bild unsere Situation aufzeigen – «wenn wir nach einer langen Wanderung alle hungrig um die dampfende Suppenschüssel herum sitzen und ein einziger spuckt uns hinein, schmeckt es keinem mehr. Und solche, wie Max früher einer war, können uns alle Tage einmal hineinspucken!»

Nicht sofort mit Ablehnung und Ausschluß reagieren, versuchen, einen Schwierigen zu verstehen, Hintergründe sehen lernen, an die Vorgeschichte denken und tätig helfen lernen – das ist den meisten von ihnen neu. Weder in der Schule noch zu Hause haben sie je davon gehört.

Dabei brauchen sie es im Leben so dringend! Denn über ihr künftiges Lebensglück wird sicher weniger entscheiden, auf welche Sprosse der sozialen Stufenleiter sie einst geraten werden, als das, wie sie ihr alltägliches Leben mit Frau und Kindern, mit Vorgesetzten und Arbeitskameraden bewältigen, wie ruhig und sicher sie auch mit unfreundlichen Meistern, streitsüchtigen Arbeitskameraden und bösen Nachbarn leben können.

Denkt man sich den Fall, sie hätten in den acht Schuljahren diese Haltung täglich praktisch geübt, so brächten sie schon eine große Menge guter Erfahrungen in ihr späteres Leben mit.

Die erste Enttäuschung nach vielen kleinen erfreulichen und ermutigenden Fortschritten in der Mitarbeit und im Betragen des Max brachten die Versuche, mit der Mutter in engere Beziehung zu kommen und sie für eine Zusammenarbeit zu gewinnen. Den natürlichen Anlaß zu einem Besuch bei ihr gab die Entdeckung der anormalen Kurzsichtigkeit des Buben. Ich schlug vor, sie möchte ihm eine Brille kaufen. Die Antwort war überraschend. In heftigen und erregten Worten erklärte sie mir, so klug sei sie selber auch, daß sie wisse, wie ihn die Kurzsichtigkeit behindere; aber sie wisse eben noch mehr: «Wie schnell hätte er sich die Augen ausgestoßen bei seiner Lebhaftigkeit und Unberechenbarkeit. Nein, da wird nichts draus, das sage ich Ihnen. Und im übrigen liebe ich diese Wohnungslauferei gar nicht. Wenn wir etwas brauchen, komme ich schon selber.»

Die Ablehnung war deutlich; nicht so einleuchtend ihre Begründung. Es kamen nach und nach ähnliche Erfahrungen hinzu. Max wollte eine Geschichte «Damals war meine Mutter gut aufgelegt» zu Hause fertig schreiben, weil er in der Schule nicht damit fertig geworden war. Am anderen Tag kam er an: «Meine Mutter hat mir das Blatt zerrissen. Sie hat gesagt: Das geht den Lehrer nichts an, ob ich gut oder schlecht aufgelegt bin.»

Ein anderes Mal verbot sie ihm eine Fleißaufgabe zu machen: «Wir haben kein Papier für solch ein Zeug.» Als ich ihm für solche Fälle ein Heft schenkte, verbrannte sie es ihm. Eine Besprechung mit dem Arzt verringerte meinen Ärger über diese unverhoffte und unvernünftige Störung des schönen Fortgangs. Ich lernte einsehen, daß die Mutter offenbar eifersüchtig auf die neue Beziehung des Kindes zur Schule und zu mir war und daß hinter ihrer Ablehnung und ihrem Widerstand doch wohl nur die Furcht stand, sie möchte auf diese Weise auch noch

den letzten Menschen verlieren, den sie auf der Welt hatte. Mir wurde angeraten, mit ihr besonders geduldig zu sein, sie unbehelligt zu lassen und im übrigen ruhig in der Klasse weiterzuarbeiten.

Nun aber trat ein Ereignis ein, das die hoffnungsvolle Entwicklung der letzten Monate mit einem Schlag zunichte zu machen drohte. Max wurde ernstlich krank: Hüftgelenkentzündung mit voraussichtlich monatelangem Krankenhausaufenthalt. Dies musste für den Buben einen gefährlichen Stimmungsumschlag und für uns alle die monatelange, vielleicht dauernde Unterbrechung unserer gemeinsamen Arbeit bringen. Ob wir überhaupt noch einmal von vorne anfangen konnten?

In diesem Sinne besprach ich die Sache vor der Klasse.

Da sagt einer: «Das muss ja gar keine Unterbrechung geben! Wenn er jetzt eine Zeitlang nicht mehr zu uns kommen kann, können wir doch zu ihm hingehen.» Diese spontane Äußerung gab Anlass zu langen und eingehenden Überlegungen, wie man mit Max auch im Krankenhaus Verbindung halten könne. Die Klasse erwirkte sich beim Chefarzt des Krankenhauses die Erlaubnis zum täglichen Besuch. Einer von denen, die gerne Listen aufstellen, teilte die Klasse in Dreier-Gruppen. Nach seinem genau festgelegten Plan ging täglich eine Gruppe hinüber zu ihm. Die drei Buben brachten ihm an Lebensmitteln mit, was sie ihren Müttern abbetteln konnten. Später kam es zur Gründung einer Krankenkasse. Jeder zahlte zwei Pfennig Wochenbeitrag. Das gab eine Mark wöchentlich, eine zweite Mark legte ich drauf. Jede Besuchergruppe bekam etwa dreißig Pfennige und brachte ihm als Geschenk das mit, was sie dafür kaufen konnte: ein Paar Bananen oder Orangen oder Äpfel oder etwas Süßes, dazu Bilder- und Geschichtenbücher von zu Hause.

Weil die Besuche natürlich in die Schulzeit gelegt wurden, fiel für die Besucher neben dem, was sie im Krankenhaus sahen und hörten, auch noch eine kleine Freiheit ab. Dies erhöhte den Eifer. Am nächsten Morgen, zu Beginn des Unterrichts, traten sie dann vor die Klasse und berichteten. Schon am zweiten Besuchstag bat Max um Tinte und Feder, denn er wollte nicht «hintenbleiben» und die Buben sollten ihm erzählen, was in der Schule drangewesen war. Daraus entwickelte sich für die Klasse eine schöne Aufgabe. Die drei, die ihn am nächsten Tag besuchen durften, waren eifrig dahinter, im Unterricht nichts Wesentliches zu versäumen, hatten immer Bleistift und Papier vor sich liegen, um sich alles Nötige gleich zu notieren. Wir schrieben ihm zuweilen alle einen Brief, jeder erzählte darin etwas anderes, damit ihm nicht langweilig wurde und – wie es ein Einsichtiger gelegentlich formuliert hat

– «damit er uns nicht wieder auskommt». Ich trat ihm für einige Zeit einen Teil meiner Pflichten ab; er bekam die Aufsätze und Rechtschriften der Klasse und durfte sie mit Bleistift vorkorrigieren und vorbenoten.

Es wurde eine schöne und fruchtbare Zeit für uns alle. Am heilsamsten aber war sie wohl für Max. Die Unterrichtshilfe, mit soviel Eifer betrieben, hielt ihn wirklich ziemlich auf dem Laufenden. Das aber konnte nur eine Sache untergeordneter Bedeutung sein neben dem Erlebnis echter Verbundenheit und wirklicher menschlicher Hilfe.

Dies brachte sogar die bisherige starre ablehnende Haltung der Mutter uns gegenüber ins Wanken. Die Sache mit dem Buben im Krankenhaus, zu dem regelmäßig und monatlang seine Schulkameraden mit Aufgaben und Geschenken kamen, hatte sich in der Stadt herumgesprochen. Es hatte ihr sicher wohlgetan, die Mutter dieses vielbesprochenen Kindes zu sein. Ich traf mit ihr einige male am Krankenbett zusammen und erlebte mit Überraschung, wie sie die Sache jetzt ansah: «Jetzt sehen Sie doch endlich auch, was ich schon immer gesagt habe, daß mein Maxi ein gutes Kind ist. Solange er lebt, hat man nur geschimpft auf meinen Buben. Besonders die Lehrer und die Kinder haben ihn alle nicht mögen.»

Ich hatte keinen Grund, ihr die Freude zu schmälern durch einige Richtigstellungen, soweit sie unser Verhältnis zu Max betrafen. Wir waren damit ja wieder einen kleinen Schritt weitergekommen.

Nach sieben Wochen kam er wieder zu uns zurück. Wir wissen, wie sehr Kinder das Außerordentliche lieben. So wurde er freudig und geradezu festlich mit Blumen und Willkommkranz aufgenommen. Die ersten zwei Schultage verbrachte er damit, daß er unentwegt schrieb. Am dritten Tag lieferte er das Ergebnis ab, eine Geschichte «Wie es mir im Krankenhaus erging», einen genauen, recht ungeschminkten Bericht über die Annehmlichkeiten und Widrigkeiten eines Krankenhausaufenthaltes. Es sind vierundzwanzig Seiten geworden, ein Rekord für die Klasse. Das trug ihm wieder die Anerkennung der Kameraden ein.

Ein Rechenschaftsbericht, zwei Monate nach der Entlassung aus dem Krankenhaus von mir geschrieben, sagt zusammenfassend: *«Im Lesen ist er durch die viele Lektüre bedeutend vorwärtsgekommen, im Rechnen kommt er leidlich mit und im Schreiben hilft ihm die Brille sehr, die er jetzt endlich hat. Er ist beim Durchschnitt.»*

Vier Monate nach der Entlassung heißt es in einem weiteren Bericht: *«Sehr eifrig – im Rechnen und Schreiben ganz bedeutende Fortschritte.»*

Denken wir zurück an eine der ersten Überlegungen, die wir angestellt haben, ehe an die eigentliche Arbeit gegangen worden ist. Da hieß es: Einen Menschen wirklich verstehen können wir nur, wenn wir uns – zum mindesten auf einige Zeit – bemühen, uns auf seinen Standpunkt zu stellen. Wir haben das getan und haben (soweit man das überhaupt kann) sein Leben zu betrachten versucht, wie er es wahrscheinlich selbst angesehen hat.

Nun sind wir an dem Punkt angelangt, wo wir an die notwendige und unerläßliche Ergänzung zu jener Überlegung denken können. Haben wir uns zum besseren Verständnis seiner inneren Lage damals bewußt seinen subjektiven Standpunkt vorübergehend zu eigen gemacht, so ist es jetzt an der Zeit, daß er den objektiven kennenlernt. Mit anderen Worten: Haben wir damals die Welt mit seinen Augen gesehen, so muß er sie jetzt mit den unseren sehen lernen.

In vielen Gesprächen mit ihm allein oder nach und nach auch vor der Klasse wurde ihm immer wieder gezeigt, wie er heute die Schwierigkeiten schon ganz vernünftig anpackt, wie er aber vor noch nicht so langer Zeit auf dieselbe Sache reagiert hätte und auch wirklich reagiert hat, wie er sich sofort in seine Abwehrstellung zurückgezogen und uns die Schuld gegeben hat; wie er heute schon einsehen kann, daß auch er seinen Teil Schuld an den Konflikten trägt, während er damals immer alle Schuld uns allein zuschieben wollte.

«Natürlich – heißt es weiter – haben wir es auch nicht immer richtig gemacht; natürlich war die Klasse in früheren Jahren wirklich unfreundlich zu Dir. Aber, mein Lieber, wie schwer hast Du es uns allen gemacht! Immer beleidigt, immer in Kampfstellung!

Aber – und jetzt kommt die Schlußwendung eines jeden solchen Gesprächs, die es erst eigentlich fruchtbar werden läßt – aber das ist ja glücklicherweise vorbei! Du siehst, wir alle haben uns geirrt und wir alle versuchen es jetzt besser zu machen und uns allen ist wohler dabei.»

Dies macht den entscheidenden Unterschied zwischen solchen Besprechungen und jeder Art von Moralpredigten alten Stils aus: In der Verfassung, in der Max zu uns kam, mußte jede bloß moralische Belehrung mit ihrer Forderung: Du sollst, du mußt! ohne Erfolg bleiben. Er war doch im Innersten davon überzeugt, daß er das nicht tun konnte, was man ihm mehr oder weniger freundlich riet. Seine lebenslange Erfahrung sprach dagegen. So blieben ihm nur zwei Wege: öffentlich zuzugeben, daß er sich dies alles nicht zutraue oder sich so zu verhalten, als wolle er nur nicht.

Jetzt war die Sache anders. Er hatte erlebt, daß er alles, was man von ihm wollte, wenn auch nicht erstklassig, so doch mittelmäßig erfüllen konnte. Er hatte in vielen Versuchen mit manchen kleinen Erfolgen soviel Mut gewonnen, auch ungewohnte Dinge zu versuchen. Darum konnte man ihm solche auch anraten, ohne sofort auf seinen Widerstand zu stoßen.

«Ich mache meine Erfahrungen» – wie viele Menschen wissen, welch tiefe Einsicht in sehr untergründige psychologische Zusammenhänge in diesem so unbedenklich gebrauchten Wort stecken? Erst die Tiefenpsychologie Adlers und Freuds ist der uralten Weisheit, die das Wort ausspricht, nachgegangen und hat unseren persönlichen Anteil an unseren Erfahrungen, die scheinbar als Schickung, Fügung oder Zufall auf uns zukommen, bloßgelegt.

Die eigentliche Absicht dieser unserer häufigen Betrachtungen, die sich immer an wirkliche Vorfälle in der Klasse anknüpften, war, dem Max wie allen Buben immer wieder klar zu machen, wie auch sie schlechte Erfahrungen «machten», das heißt dafür sorgten, daß ein Ereignis zur schlechten Erfahrung werde.

Blick zurück

So verging ein weiteres Schuljahr. Der Bericht nach dieser Zeit lautet:

«Bis jetzt ist kein Fall vorgekommen, der zur Klage Anlaß gegeben hat. Ein nochmaliger, zehnwöchiger Krankenhausaufenthalt und eine nachbleibende Verkürzung des rechten Beines haben ihn zunächst recht verzagt und ängstlich gemacht. Das aber hat sich bald gegeben. In dem Maß, in dem er das kürzere Bein besser gebrauchen konnte und je mehr er wieder Anschluß an die Klasse gewann, wuchs seine Mitarbeit und sein Mut. Er ist jetzt nett, fleißig und anständig.»

Ein großer, nicht voraussehender Glücksfall hat den Erfolg beschleunigt. Die Mutter hat einen «neuen Vater» gefunden, einen ruhigen, ernsten Menschen. Sie hat damit den letzten Widerstand gegen unsere Bemühungen, den Buben bei uns Fuß fassen zu lassen, aufgegeben. Sie braucht ihr Kind jetzt ja nicht mehr so unbedingt. Zu mir ist sie freundlich, zugänglich, voll Lobes über die gleiche Sache, deretwegen sie mich vor einem Jahr mit allen Mitteln bekämpfte.»

Der Achtklaßlehrer, der Max übernahm – ein Mann mit sehr viel strafferen und unpersönlicheren Methoden – hatte das ganze Jahr über keine Klage über den Buben.

Ein letzter Blick zurück:

Der Weg von dem gefürchteten «asozialen Typ mit sadistischen Anlagen» – als der Max uns übergeben worden war – bis zu dem Normal-
schüler, den alle gern hatten – als der er uns verließ – scheint weit. Er
wäre ohne die erste Hilfe des Arztes nicht beschritten worden. Aber
vielleicht ist aus der Darstellung sichtbar geworden, daß der Erfolg das
Ergebnis einfach-menschlicher und praktischer Einsichten in die see-
lischen Zusammenhänge und nicht das Ergebnis irgendwelcher ver-
stiegen-optimistischer, idealistischer oder moralischer Theorien war.

Vielleicht ist auch das Weitere deutlich geworden:

Die günstige Entwicklung ist nicht ein Ergebnis des Zusammentreffens
besonderer oder einmaliger Voraussetzungen. Es ist nicht gebunden an
die Personen des Max, der damaligen Klassenkameraden und auch nicht
an die seines Lehrers. Jeder Lehrer in jeder Klasse mit jedem Schwierig-
keit kann die hier geschilderten Erziehungsmaßnahmen anwenden:

- der Vorgeschichte des Kindes nachforschen,
- ihm zunächst eine Schonzeit in der Klasse zubilligen, ihm ein
Klassenamt zuteilen,
- sein Interesse daran wachhalten,
- ihm in seinen schwachen Fächern nachhelfen, die guten Seiten
auf die rechte Weise pflegen,
- die Klasse an seinen Fortschritten interessieren, sich ihre Mitar-
beit sichern,
- die Eltern zu gewinnen suchen
- und endlich – wenn die ersten sicheren Erfolge für alle sichtbar
geworden sind –
- ihm ein sachliches und objektives Bild von sich und dem Leben
vermitteln.

Endlich hat die Darstellung ihre Aufgabe erfüllt, wenn deutlich gewor-
den ist, daß die ganze Bemühung zwar von Max ausgelöst wurde, aber
in ihrem Verlauf und ihrem Endergebnis doch uns allen zugute kam.

Der Gewinnanteil, der auf die Klasse fiel, ist wahrscheinlich der
größte. Sie hat erlebt, wie nur der Unrecht tut, der selber in irgendei-
ner Not ist, denn kein Glücklicher quält seinen Mitmenschen. Sie hat
erfahren, daß es ihr erst dann wirklich gut ging, als es Max gut ging. Sie
hat miterlebt, daß man auch – oder nur – ohne Strafe in solch schwe-
ren Fällen vorankommt. Wir haben gemeinsam erlebt, daß eine Aus-

sonderung des Störenfriedes in eine Hilfsschule oder Fürsorgeanstalt uns um unschätzbare Erfahrungen ärmer gemacht hätte.

Und ich war durch ihn gleich zu Anfang meines Lehrerlebens gezwungen worden, mit ganzem Ernst an die Arbeit zu gehen, aus der zufällig zusammengewürfelten Klasse eine Erziehungsgemeinschaft zu machen, in der sich alle wohl fühlen.

Der unverhoffte erste Erfolg gab Mut zu weiteren Versuchen und zur weiteren praktischen Erprobung des eingeschlagenen Weges. So konnten wir alle am Ende der zwei Jahre einmütig sagen:

Es hat sich gelohnt!